



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.hobbitpresse.de](http://www.hobbitpresse.de)

MAJA ILISCH

DAΣ  
GEFÄLSCHTE  
HERZ

DIE NERAVAL-SAGE

2

KLETT-COTTA

Hobbit Presse

[www.hobbitpresse.de](http://www.hobbitpresse.de)

© 2020 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Buch wurde vermittelt von der Literaturagentur  
erzähl:perspektive, München ([www.erzaehlperspektive.de](http://www.erzaehlperspektive.de))

Printed in Germany

Cover: Birgit Gitschier, Augsburg

Unter Verwendung einer Illustration von © Max Meinzold, München

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-608-98239-8

*Für Malinche  
Weil sie es kann –  
und zwar nackt.*

O villain, villain, smiling, damned villain!  
My tables! – Meet it is I set it down  
That one may smile, and smile, and be a villain.

O Schurke, lächelnder, verdammter Schurke!  
Schreibttafel her, ich muß mir's niederschreiben,  
Daß einer lächeln kann und immer lächeln  
Und doch ein Schurke sein.

*William Shakespeare: Hamlet*  
*Deutsche Übersetzung von August Wilhelm v. Schlegel*

## PROLOG

Manchmal, im Traum, war er Damar. Nicht Damar, der Held, Damar mit dem silbernen Schwert, Damar der Dämonentöter, sondern Damar, das Kind. Es waren keine schönen Träume.

Tymur wusste nicht, wo sie herkamen. Natürlich, es war in seinem Blut, er war Damars direkter Nachfahre, und da konnte er schon den einen oder anderen Traum geerbt haben. Aber Tymur wusste zu viel über Blut, um das zu glauben. Blut war rot, ob es nun seines war oder Damars, es war seidig zwischen den Fingern und ein bisschen schmierig, und wenn es trocknete, fing es an zu kleben: Ein Tropfen schmeckte süß, doch zehn drehten einem den Magen um, und es träumte nicht. Blut war nur Blut.

Seine Brüder waren anders. Sie und Tymur waren von einem Vater und einer Mutter, jedoch nicht von einem Wesen. Wenn Tymurs Brüder träumten, dann vielleicht von großen Heldentaten. Von schönen Frauen. Von anderen Dingen, die Tymur nicht im geringsten interessierten. Es lagen zu viele Jahre zwischen ihnen, und zu viele Welten. Als seine Brüder klein waren, hatten sie einander. Vjasam, Sandor, Antal, Davron, alle zwei Jahre einer, und dann nichts, acht lange Jahre nichts, bis Tymur kam, den sie nicht kannten und nicht wollten, nicht zum Spielkameraden und noch weniger zum Bruder.

Sicherlich gab es noch andere Menschen in der Burg als nur diese vier, bloß keine Kinder, und obwohl Tymur den einen oder anderen Erwachsenen fand, der bereit war, sich mit ihm abzugeben, war es nicht das Gleiche. Sein einziger Freund, der Einzige, der ihn verstand, war Damar.

Tymur war nicht dumm. Er wusste, dass Damar seit tausend Jahren tot war und gestorben als alter Mann, doch für ihn war er wirklich, lebte irgendwo in einer Ecke von Tymurs Kopf, wo sie sich unterhalten konnten und gemeinsam Abenteuer erlebten und einander hatten. Tymur hätte diese Freundschaft nicht teurer erkaufen können als mit seinen Träumen. Tymur mochte mit Damar spielen. Aber er mochte nicht Damar sein.

Einsam waren sie, alle beide. Aber während Tymurs Sorgen sich darum drehten, dass er keinen Spielgefährten fand, hatte Damar ganz andere Probleme, als man ihn in die Berge führte und dort zurückließ, ein Geschenk, damit die Dämonen sein Tal ein weiteres Jahr lang verschonten.

Es waren harte Zeiten, doch davon verstand Damar nicht viel. Nach seiner Zeit im Tempel wusste er vielleicht noch, was Hunger war, auf diese ferne, kühle Art, wie er sich auch an seine Familie erinnerte: etwas, das lang vergangen war und das er niemals wiedersehen würde. »So ein hübsches Kind«, hatte der Priester gesagt. »Zierlicher Körper, ebenmäßiger Bau – er wird dem Tal Ehre machen.« Das wusste Damar noch. Dann ging alles so schnell – eben noch war er da, dann trug der fremde Mann ihn davon. Seine Eltern weinten, doch sie weinten ohne ihn, und Damar lernte schnell, sie nicht zu vermissen.

Er war wichtig. Alles drehte sich um ihn. Die Priester kleideten ihn in seltsame steife Gewänder, deren Wert er nicht begriff und die ihm nichts bedeuteten, man konnte darin nicht spielen und nicht arbeiten, doch weder das eine noch das andere hatte einen

Platz in Damars neuem Leben. Das Essen war gut und reichlich, sie gaben ihm Fleisch zu essen und süßes Brot, und er vergaß so schnell, wie sie es haben wollten.

Manchmal erzählten sie ihm von den Dämonen.

Die Dämonen kamen aus den Bergen. Woher genau, das wusste niemand. Die Männer, die mit ihren Speeren und Hacken auszogen, um sie zu finden, kamen unverrichteter Dinge zurück, wenn überhaupt. In den Bergen war Nebel, der niemals wich; es gab Schluchten, deren Grund kein Mensch je gesehen hatte, und Höhlen, die durfte niemand betreten, und jeder wusste, dort lebten die Dämonen. Solange sie dort blieben, war alles gut, sie durften ja Dämonen sein, so viel sie wollten, wenn sie die Menschen nur in Frieden ließen. Aber eben das taten sie nicht.

Wo sie einmal waren, da blieben sie auch. Sie unterwarfen die Menschen mit Gewalt und hießen sie schufteten, bis Blut floss; niemand, noch nicht einmal Kinder, war vor ihnen sicher ... Doch es gab Orte, die blieben von den Dämonen verschont. Nicht, weil sie Widerstand leisteten – das Schicksal der anderen hatte sie gelehrt, was aus dem wurde, der zur Waffe griff –, sondern weil sie gehorchten, weil sie den Dämonen gaben, was diese am meisten begehrt.

So geschah es in dem Tal, aus dem Damar stammte. Es ging den Menschen dort nicht besser als anderswo, die Böden waren karg, das Wetter feucht und kalt, und reich wurde dort niemand – aber die Menschen waren frei, sie durften aufrecht gehen, und niemand hob die Peitsche gegen sie als ihre Landesherren, und das waren Menschen wie sie.

Damar wusste nicht, wie viel Zeit zwischen dem Tag lag, als er in den Tempel gekommen war, und dem Tag, als es in die Berge ging. Tatsächlich war es nicht mehr als ein Jahr – die Dämonen wollten nicht lang warten müssen auf ihre Geschenke. Ein Jahr nur, und doch eine andere Welt. Damar trug seine Verantwortung



mit Stolz. Die Hoffnung eines ganzen Tales lag auf ihm, und er würde sein Bestes tun, den Dämonen zu gefallen.

Drei Kinder wurden an diesem Tag in die Berge geführt. Das eine Mädchen, Donza, war schon groß, mit langem Haar, das sie zum Zopf gebunden trug wie die Frauen, und insgeheim fragte sich Damar, wie die Dämonen reagieren würden, wenn sie sich Kinder wünschten und dann jemanden bekamen, der schon so groß war. Die andere, Raya, war dafür noch kleiner als Damar, und manchmal weinte sie nach ihren Eltern, bis die Männer ihr Schlafmilch gaben und sie wieder still war. Auch Damar bekam jeden Tag diese Milch, er mochte sie nicht, sie schmeckte bitter, aber weil er der Größere war und tapferer als die Kleine, verzog er keine Miene. Er hatte keinen Grund zum Klagen und klagte darum auch nicht, nicht einmal, als alle drei in die schönsten und reichsten Gewänder gekleidet wurden und sich zusammen mit den beiden Hohepriestern auf den langen und beschwerlichen Weg in die Berge machten.

Die Priester stiegen jedes Jahr auf diesen Berg. Doch die Kinder waren müde, ihre Beine taten weh und waren schwer, und der Wind blies ihnen kalt in die Ärmel und um die Füße. Damar beneidete Raya um ihre bestickte Haube, mit der sie wenigstens warme Ohren hatte, selbst wenn nur kleine Mädchen so etwas trugen, und erinnerte sich ein bisschen an dicke Wollstrümpfe und an eine Frau, die sie ihm übergezogen hatte; vielleicht war das seine Mutter gewesen, doch es waren die Fülllinge, die er in diesem Moment vermisste, nicht die Menschen. Er trug nur leichte Sandalen, sie waren schön und sahen aus wie geflochtenes Gold, aber er fühlte jeden Stein unter den dünnen Sohlen und stolperte mehr, als dass er ging. Wenn sie nur eine Pause hätten machen dürfen, eine einzige nur, eine kurze ...

Doch die Priester waren unerbittlich. Sie trieben die Kinder voran und sprachen dabei nicht, kein Wort. Und wenn eines der

Kinder versuchte, etwas zu sagen oder auch nur zu quengeln, reichte ein scharfer Blick, um es zum Schweigen zu bringen.

Damar kniff die Lippen zusammen. All seine Kraft brauchte er, um auf den Beinen zu bleiben und nicht hinzufallen vor lauter Erschöpfung. Er kämpfte mit den Tränen. Als hätte jemand den Schleier weggerissen, der sein letztes Jahr in ein wohliges, nebliges Grau gehüllt hatte, brach plötzlich eine kalte Wirklichkeit über ihn herein, und er verstand, dass er von diesem Berg nie wieder hinuntersteigen würde.

Je näher sie dem Gipfel kamen, desto mehr verschwand die Welt im Nebel, und die Kälte legte sich Damar auf die Haut und kroch in die Knochen, bis seine Glieder taub wurden und die Schmerzen einer matten Gleichgültigkeit wichen. Vom Tal war nichts mehr zu sehen, und alles, was Damar einmal gekannt hatte, war nicht mehr.

Als sie endlich den höchsten Gipfel erreicht hatten, jenseits des Nebels, nah am Himmel und fern der Welt, fielen Damar beinahe die Augen zu. Er begriff noch halb, dass dieser Ort offenbar von Menschenhand geschaffen worden war: Dort führten Treppentufen hin, und Treppen sollte es im Gebirge nicht geben. Doch es war ihm egal.

»Ihr wart sehr tapfer, Kinder«, sagte einer der Hohepriester. »Der Weg war hart und beschwerlich, aber ihr habt ihn gemeistert, und seht nur, an was für einem schönen, friedlichen Ort wir nun angekommen sind.«

»Und was wird nun?«, fragte Donza. Als Älteste war sie auch die Erste, die Widerworte gab, die sich nicht in ihr Schicksal fügen mochte, und da sie die Kleine das letzte Stück auf ihren Schultern getragen hatte, musste es nun auch ihr Recht sein, Fragen zu stellen.

»Ihr seid am Ziel«, antwortete der Hohepriester. »Fürchtet euch nicht. Ihr werdet erwartet.«

»Wir legen unser Schicksal und das des ganzen Tals in eure Hände«, sprach der andere. »Ihr seid unsere Hoffnung, unsere Stütze, unser Leben. Denkt immer daran.«

»Aber – was tun wir hier?«, fragte Donza. Die kalte Luft in den Bergen hatte sie wach gemacht und widerspenstig.

»Ihr werdet warten«, sagte der Priester. »Nur warten. Es ist bald vorbei.«

»Seht ihr dort die steinernen Throne?«, fragte der andere. »Dort werdet ihr sitzen. Wir bleiben bei euch. Habt keine Angst.«

Aber Angst war für Damar so fern wie der Rest der Welt. Er wollte sich ausruhen, sonst nichts mehr, nur noch ausruhen ... Wie er die letzten Schritte hin zu dem Thron schaffte, der aus dem Gestein gehauen war, wusste er nicht mehr. Der Sitz war hoch, mehr für einen Erwachsenen als für ein Kind. Wie aus der Ferne hörte er die Stimmen der Männer.

»Hier, trinkt das, es treibt euch die Kälte aus den Knochen.«

Im Halbschlaf spürte Damar, wie man ihm eine tönernerne Flasche in die Hände drückte, doch es gelang ihm nicht einmal mehr, sie zum Mund zu führen.

»Was ist das?«, fragte Donza. »Noch mehr Schlafmilch?« In ihrer Stimme lag Widerstreben, aber keine Rebellion – sie verstand vielleicht besser als sie alle, was sie erwartete, aber ebenso auch, warum es sein musste.

»Nein, trinkt es nur, es ist Nektar.«

Die Kinder hatten keinen Grund, den Priestern nicht zu glauben. Die Männer waren immer gut zu ihnen gewesen, nicht warm und nicht herzlich, aber gut. Damar nippte vorsichtig von der Flüssigkeit, und wirklich, es war keine bittere Milch, sondern süß und etwas klebrig – nicht das, was seinen Durst gestillt hätte, aber besser als nichts. Er blickte zu den beiden Mädchen hin und nahm noch einen Schluck. Es brannte in seinem Rachen, doch es wärmte ihn auch.

»Trinkt alles aus«, sagte der Priester. »Es ist so kalt hier oben – das Warten wird zu lang, wenn ihr friert.«

Aber Damar war längst jenseits des Punktes, wo ihn die Kälte gestört hätte. Den nächsten Schluck brachte er schon nicht mehr hinunter. Er fühlte noch, wie ihm der dickflüssige Saft aus dem Mund tropfte, dann kippte ihm schwer und müde der Kopf vornüber.

Als Damar die Augen wieder öffnete, wusste er nicht, ob er geschlafen hatte, und nicht, ob geträumt. Sein Kopf war wie mit Wolle vollgestopft, Arme und Beine stachen wie von heißen Nadeln durchbohrt, aber er wusste, dass er nicht länger dort sitzen bleiben durfte. Es war bitterlich kalt, ein schneidender Wind wehte, und das machte ihn wach. Die Füße wollten ihn kaum tragen, er schwankte und fiel hin und rappelte sich auf, aber ebenso, wie er sich zwingen konnte, die Augen offenzuhalten, gelang es ihm endlich, zu stehen, mit der Hand an der steinernen Lehne abgestützt.

Von den Priestern war nichts mehr zu sehen, doch die beiden Mädchen waren noch da. Donza und Raya saßen auf ihren Thronen, ganz still und in sich zusammengesunken. Donzas Kopf hing ihr so tief auf die Brust, dass nur ihr glattes schwarzes Haar ihn noch anschaute und der Scheitel ihr Haupt in zwei Teile zu spalten schien. Rayas Kopf verschwand fast unter ihrem Häubchen, und ihr Gesicht lag im Schatten. Fast war Damar froh darüber.

Er zögerte lange, ehe er sie berührte, vorsichtig, an der Schulter, dann schüttelte er sie. Aber Raya wachte nicht auf, und Donza auch nicht, und ihre Körper fühlten sich seltsam an unter Damars taubgefrorenen Fingern. Er wollte schreien, doch dafür fehlte ihm die Kraft, der Mund klebte ihm zusammen, und er war so schwach, dass er kaum einen Laut herausbrachte.

Ihm war schwindelig, und wieder strauchelte er, als er vorwärts-

stolperte, er wusste nicht, wohin, er stürzte, und der Schmerz in Händen und Knien stach so heiß, dass Damar glaubte, sich daran wärmen zu können. Jeder Schritt wurde zum Kampf. Etwas stimmte nicht. Wenn die Dämonen da gewesen waren – wenn sie anstelle der Kinder die Priester mitgenommen hatten ...

Langsam begriff Damar, dass er allein war, so allein, wie ein Mensch nur jemals sein konnte, verlassen von allem Leben und der Welt. Dann wusste er nichts mehr.

Als Damar das nächste Mal erwachte, brauchte er lange, um zu begreifen, dass er in einem Bett lag. Wie er dort hingekommen war, konnte er nicht sagen, und auch nicht, was für ein Ort das war. Eine Decke lag über seinem Körper, hauchdünn und so leicht wie Spinnfaden, doch es war warm darunter, so warm, dass er nie wieder aufstehen wollte. Damars Hände und Füße stachen und brannten und kribbelten, aber zuletzt hatte er sie gar nicht mehr gefühlt – dann sollten sie sich jetzt ruhig freuen dürfen, dass noch Leben in ihnen war. Er war froh, dort zu liegen, draußen war die Welt kalt, hier hatte er es warm, und ruhig, und friedlich ...

Damar döste vor sich hin, doch er träumte nicht – er genoss es, dass ein Teil von ihm wach blieb, dass er in seinem Kopf spazieren gehen konnte und dabei nur sich selbst gehörte. So oft war er von der bitteren Milch in tiefen, gehorsamen Schlaf gefallen, dass er beinahe nicht mehr wusste, wie es war, einfach nur zu schlafen. Als ihm eine fremde Hand leicht über die Stirn strich, kühl wie ein Windhauch, lächelte Damar im Halbschlaf. Die Berührung war seltsam vertraut, und er begriff, dass er sie oft gespürt haben musste in den letzten Tagen. Damar schlug die Augen auf. An seiner Seite, halb über ihn gebeugt, saß eine fremde Frau. Und Damar wusste sofort, dass sie kein Mensch war.

Ihr Gesicht war so blass, als ob die ganze Welt ohne Farbe wäre, und unter der durchscheinenden Haut bewegte sich etwas wie le-

bendiger Nebel, es pulsierte im Rhythmus ihres Atems. Sie hatte große Augen, die gleichzeitig schwarz waren und hellblau, schwarz war ihre Tiefe, und das Blau lag darüber wie schillerndes Eis, alles so lebendig, dass es in ihrer Nähe keinen Tod geben konnte. Ihre Haare waren fein wie Spinnweb, als würden sie verschwinden, wenn man sie nur berührte, und sofort verspürte Damar den unwiderstehlichen Drang, seine Hand danach auszustrecken. Diese Frau war so anders als die Menschen in seinem Tal mit ihrem dicken schwarzen Haar und der braunen Haut, und sie war so wunderschön – und dann verstand Damar, dass sie ein Dämon sein musste. Er lächelte bei der Vorstellung. Er war in die Berge gekommen als Geschenk für die Dämonen, und die Dämonen hatten es angenommen.

»Da lächelst du«, sagte die Frau. »Da bist du also endlich aufgewacht.« Ihre Stimme klang freundlich und so sanft, dass Damar nichts mehr von dem glauben konnte, was er über die Dämonen gehört hatte.

Er lächelte noch etwas mehr und versuchte zu nicken. »Wo bin ich?«, fragte sein Mund, ohne dass Damar wusste, wo die Wörter herkamen oder wie hinaus, seine Zunge fühlte sich fremd an, und so klang es dann auch, lahm und langsam.

»Du bist jenseits des Nebels«, sagte die Frau. »Die Menschen haben dich auf dem Berg zurückgelassen.«

Jetzt gelang es Damar zu nicken. »Ein Geschenk«, brachte er hervor. »Für die Dämonen.«

Sie sollte sich darüber freuen, doch ihr Gesicht wurde hart und ihre Stimme bitter. »Wir sind keine Dämonen«, sagte sie. »Die Dämonen leben nicht in diesen Bergen, nur wir. Aber deine Menschen – sie denken, dass wir die Dämonen sind, und tun selbst Schreckliches, Jahr für Jahr.«

Damar verstand nicht. Wenn sie kein Dämon war und kein Mensch, was dann?

»Wir sind Alfeyn«, sagte die Frau. »Die Menschen verstehen das nicht. Sie denken, jeder, der nicht ist wie sie, muss ein Dämon sein. Wir sind die Alfeyn, wir tun niemandem etwas zuleide, und kein Mensch muss uns Opfer bringen. Und doch kommen sie jedes Jahr aufs Neue. Unschuldige Menschenkinder, zurückgelassen zum Sterben, betäubt, damit sie nicht fliehen können, bevor die Kälte ihnen das Leben nimmt.«

Damar verstand immer noch nicht. Er musste lange bei den Alfeyn bleiben, ehe er auch nur beginnen konnte zu begreifen. Aber an jenem Tag, unter der tröstenden Decke, ging es nicht ums Verstehen. Es ging nur darum, dass Damar lebte.

»Du bist der Erste, den wir retten konnten«, sagte die Frau. »Wir versuchen es in jedem Jahr, und in jedem Jahr kommen wir zu spät – wir dürfen uns nicht blicken lassen, wir müssen warten, bis die Menschen wieder fort sind, die Angst hat ihre Herzen verhärtet, dass sie am Ende böser geworden sind als die Dämonen selbst. Jedes Jahr finden wir drei tote Kinder, aber in diesem Jahr waren es nur zwei.«

Damar lächelte bei sich. Er war etwas Besonderes. Das hatte man ihm so oft gesagt, dass er schon daran gewöhnt war. »Und was kommt jetzt?«, fragte er.

»Es ist nicht an mir, das zu entscheiden«, sagte die Frau. »Wir hatten noch nie ein lebendes Menschenkind. Möchtest du hierbleiben?«

Das war das erste Mal überhaupt, dass jemand Damar fragte, was er wollte. Und darum sagte er Ja.

Niemand wusste genau, wie lange Damar bei den Alfeyn blieb. Er selbst hatte nie gelernt, die Jahre zu zählen, und selbst wenn, so vergingen sie hinter dem Nebel anders als bei den Menschen. Später, nach Damars Tod, meinten manche, dass die Wunde, die La-Esh-Amon-Ris Schwert ihm geschlagen hatte, ihn in Wirk-

lichkeit nicht schneller altern ließ, sondern nur jene Zeit von ihm zurückforderte, welche ihm die Alfeyn geborgt hatten. Für sein Volk war er gestorben, lange bevor er aus den Bergen zurückkehrte, und auch Damar konnte sich an keinen Namen, kein Gesicht mehr erinnern als die der beiden Mädchen.

Aber die Zeiten hatten sich nicht geändert, die Menschen waren, was sie waren, nur Damar, von Gestalt ein junger Mann, gehörte nicht mehr zu ihnen. Er hatte den größten Teil seines Lebens bei den Alfeyn verbracht, er trug ihre Kleider und führte ihre Waffen, doch er verstand, dass er dort nicht bleiben konnte. Eine Unruhe griff nach ihm, die Erinnerung an ein altes Unrecht ließ ihn nicht mehr los, und ihn quälte das Wissen, dass mit jedem neuen Jahr Kinder in die Berge geführt und dort zurückgelassen wurden, um zu sterben.

Damar hasste nicht die Menschen und nicht die Dämonen, wie die Alfeyn war er ohne Hass, doch er wollte dem Sterben ein Ende setzen, und damit die Menschenopfer aufhörten, mussten erst die Dämonen in ihr Reich zurückgetrieben werden. Und darum, nur darum, zog Damar aus, um La-Esh-Amon-Ri, Fürst der Dämonen, zu besiegen. Er wollte kein Held werden, kein König, kein Weltenretter. Aber er tat, was getan werden musste.

Und Tymur? Was hatte das Leben für ihn geplant? Er wusste es nicht. Wenn es ihm erging wie Damar, wenn jemand kam, um ihn den Dämonen zum Geschenk zu machen – er konnte sich nicht vorstellen, dass die ihn dann haben wollten. Oder sonst jemand. Sein Vater ... Natürlich, der war ein alter Mann, er wollte sich nicht um ein Kind kümmern müssen, sondern seinen Studien widmen, bloß, so viel Aufmerksamkeit brauchte Tymur doch gar nicht. Er wollte nur ab und an wissen, dass es gut war, dass es ihn gab. Aber er war, was er war, überflüssig. Er musste das Beste daraus machen.

Zumindest hatte er Damar.



Die alten Geschichten von Damar und den Alfeyn hatte Tymur so oft gehört und gelesen, dass er wirklich glauben konnte, Damar selbst hätte sie ihm erzählt. Doch das, was ihn dabei am meisten interessierte, stand in keinem der Bücher geschrieben: Was wurde aus den Kindern, die in den eiskalten Bergen starben?

Eines war klar, auf dem Berggipfel blieben sie nicht. Die Priester hätten sonst spätestens im folgenden Jahr die Überreste gefunden, und dann hätten sie zwei und zwei zusammengezählt und gemerkt, dass die Dämonen ihre Geschenke nicht abholten, und ihnen keine mehr gebracht. Natürlich, dann wäre Damar auch nie ausgezogen, um den Erzdämon zu besiegen, und vielleicht hätten die Menschen dann für alle Ewigkeit Sklaven der Dämonen bleiben müssen – aber immerhin, es wären ein paar Kinder weniger in den Bergen erfroren.

Was also geschah mit ihnen? Kamen am Ende doch noch die Dämonen, um sie abzuholen? Oder nahmen die Alfeyn sie mit und begruben sie? Es musste wirklich sehr kalt dort oben sein ... Tymur hatte einmal einen toten Vogel beobachten können, der im Winter auf seinem Fenstersims lag und einfach nicht verwesen wollte, aber an dem war natürlich viel weniger dran als an einem ganzen Kind, und so sehr Tymur auch danach suchen mochte, er fand nichts Größeres. Doch das Prinzip verstand er: Die Körper froren ganz und gar steif. Und dann waren diese toten Kinder nichts, was man einfach so durch die Gegend tragen wollte. Begraben? Wo denn, wenn es dort so kalt war, dass alles gefror? Dann konnte man auch kein Loch ausheben, erst recht nicht für fremde Leute, die man einem einfach vor die Haustür gesetzt hatte – aber wenn Tymur nach diesen Dingen fragte, erntete er nur Kopfschütteln. Seine Brüder verdrehten ihre Augen und meinten, er sei wohl nicht ganz richtig im Kopf. Und sein Vater, der jedes Buch gelesen haben musste, das es auf der Welt gab, sagte nur: »Das tut doch überhaupt nichts zur Sache!«

Und ob das etwas zur Sache tat! Verriet es nicht sehr viel über die Alfeyn, was sie mit steifgefrorenen Kindern taten? Was, zum Beispiel, wenn sie die in Wirklichkeit aufaßen? Das war etwas Wichtiges, ganz und gar, aber je mehr Tymur spürte, dass er etwas Großem auf der Spur war, desto einsamer wurde er darüber.

»Beschreib mir noch mal genau, wie die Mädchen sich angefühlt haben!«, sagte er zu Damar. Er wusste, dass Damar nicht wirklich bei ihm war, natürlich, Tymur war weder dumm noch verrückt. Aber wenn ihm sowieso niemand antworten wollte, dann konnte er auch gleich denjenigen fragen, der sich von allen am besten auskannte.

»Sie haben sich kalt angefühlt«, antwortete Damar.

»Aber deine Hände waren doch selbst ganz kalt! Fühlt sich dann nicht alles kalt an?«

Damar antwortete nicht, weil Tymur sich selbst ausgetrickst hatte. So genau er seine Träume auch kannte, blieben die Dinge dort doch unberührbar. »Wenn sie warm gewesen wären«, sagte Damar schließlich, »hätte ich das doch erst recht merken müssen.«

»Und was waren sie, außer kalt?«

»Sie waren ganz fest. Nicht wie Haut oder Fleisch. Als wären sie aus Stein.«

Tymur nickte. So in der Art hatte er sich das auch schon gedacht. Aber vorstellen allein reichte ihm nicht, er musste es einmal selbst erleben, dann hatte er keinen Grund mehr, davon zu träumen – aber wo sollte er den Berg hernehmen, die Kinder, die Alfeyn? So gerne Tymur einmal seine Brüder oder zumindest ein oder zwei davon auf einem einsamen Felsen ausgesetzt hätte, wusste er doch, dass es dafür Ärger geben würde. Und so blieb ihm nur eine Testperson, um diese Fragen endgültig aus der Welt zu räumen: Tymur selbst.

Das Gebirge war weit weg, zumindest das Gebirge, aus dem Damar stammte und wo die Alfeyn lebten. Aber warum in die

Ferne schweifen? Tymur brauchte nur einen einzigen Berg, und den hatte er schon: Seine Vorfahren hatten ihre Burg darauf erbaut. Und wenn Tymur oben auf den Zinnen stand und es Winter war und so richtig kalt, dann war er nur noch einen Schritt von Damar entfernt, und von den Alfeyn.

Eigentlich war es nur ein Spiel. So vieles war ein Spiel, und Tymur fragte nicht nach Gefahr. Im Zweifelsfall war er hinterher schlauer. Nur der Winter fehlte noch. Im Sommer konnte er sich zwischen die Zinnen setzen, so viel er wollte, es würde sicherlich keinen Alfeyn heranlocken. Aber im Winter, wenn es richtig kalt war ...

Tymur schüttelte den Kopf. Das mit den Alfeyn, das konnte er vergessen. Und gleichzeitig selbst erfrieren und schauen, ob er vor oder nach dem Tod steiffror, das ging auch nicht – all das verstand er durchaus. Und trotzdem war die Neugier zu groß und die Frage, ob ihn überhaupt jemand vermissen würde. Der Winter kam bestimmt.

Eigentlich machte es keinen großen Unterschied. Auf Burg Neraval war es auch im Sommer kalt, grau und zugig, und egal welches Wetter war, Tymur musste drinnen spielen. Wenn er raus wollte, stellte man ihm Leibwächter an die Seite, nur für den Fall, dass jemand auf die Idee käme, ihn zu entführen oder umzubringen oder zu benutzen, um in die Burg einzufallen und mit der Schriftrolle zu türmen. Es gab keine schlechteren Spielgefährten als Leibwächter. So spielte Tymur lieber unbeaufsichtigt in den Fluren und Gewölben der Burg, die groß genug war, um jeden Tag ein neues Geheimnis preiszugeben. Der oberste Turm und das unterste Verlies, all das gehörte zu Tymurs Reich, und er brauchte es mit niemandem zu teilen.

Der Winter kam und mit ihm der Schnee, und es war Tymur nicht kalt genug. Er wollte einen schneidenden Wind, der um die Mauern pfiff, so kalt, dass die Lippe nicht mehr wusste, wo die

Nasenspitze war. So kalt, wie es Tymur in seinem ganzen Leben noch nicht gewesen war, so kalt, dass man davon erfrieren musste.

»War das Wetter so wie jetzt?«, fragte er Damar, als sie am Fenster standen und hinauspähten.

»Noch ein bisschen kälter«, sagte Damar, und das hieß, sie mussten weiter warten. Jeden Tag sagte er das, und Tymur begriff, dass es wieder Frühling sein würde, ehe Damar das Wetter passend fand, und die Wahrheit war, dass Tymur vielleicht doch ein bisschen Angst davor hatte – so ein ungewohntes Ding, Angst: Außerhalb seiner Träume kannte Tymur nichts, das sich zu fürchten gelohnt hätte. Und nachdem er das einmal durchschaut hatte, beschloss er selbst, dass es jetzt doch kalt genug war für sein Experiment. Wie schnell erfror man, wenn man in seinen besten Sachen auf einem Berggipfel saß? Fror der Körper erst steif, und dann starb man, oder war es umgekehrt? Das musste Tymur herausfinden.

Und wenn es schiefgehen sollte – dann war alles Damars Idee gewesen.

Vielleicht hatten sie wirklich das gleiche Blut. Vielleicht war es verzaubert, Blut, das nicht gefrieren wollte. Es erstaunte Tymur, er konnte sich nicht vorstellen, dass ausgerechnet er wärmer sein sollte als andere Menschen, aber etwas Besonderes zu sein, das gefiel ihm. Zwar kamen diesmal keine Alfeyn, um ihn mitzunehmen, Tymur musste auf seine eigenen Leute warten, als er nicht mehr aufstehen konnte, weil er fast festgefroren war an der steinernen Zinne, auf der er saß wie auf einem Thron, aber er starb nicht.

Tymur mochte die Vorstellung, dass jeder andere an seiner Stelle erfroren wäre. Er lebte, und es fühlte sich gut an. Es war immer egal gewesen, ob es Tymur gab oder nicht, aber plötzlich hatte alles einen Sinn. Er fühlte Leben in sich, je weniger von ihm übrig

war, nur noch eine Handvoll Seele, und es war gut. Er machte etwas aus, und wenn es nur für ihn selbst war. Er lebte.

Er beobachtete die Wolken von Atem, die aus seinem Mund kamen, und je länger er saß und je kälter er wurde, desto weniger wolkte es, bis die Luft in ihm und die Luft um ihn gleich kalt waren oder gleich warm – vielleicht wärmte er den Winter im gleichen Maß, wie der Winter ihn kühlte, aber der Winter antwortete ihm nicht. Niemand antwortete ihm. Selbst Damar verstummte, als sie dort oben auf der Zinne saßen und warteten.

Und als Tymur dann irgendwann gefunden wurde, ausgerechnet von seinem Bruder Vjasam – Tymur hatte vergessen, die Tür zum Turm richtig zu schließen –, als sie ihn hinuntertrugen, halb erfroren, aber nur halb, da war er allein. Damar war fort. Und er kam auch nicht wieder. Noch nicht einmal in Tymurs Träumen.

www.hobbitpresse.de

Oliver Plaschka  
**Der Wächter der Winde**

368 Seiten, gebunden mit  
Schutzumschlag  
ISBN 978-3-608-96243-7  
€ 20,- (D) / € 20,60 (A)



»Oliver Plaschka ist der Magier unter den  
deutschen Fantasyautoren.«

*Christoph Hardebusch*

Vornehme Geschäftsleute in einer nachtschwarzen  
Limousine, ein Schmugglerpärchen mit einem Laster voll  
gestohlenen Whiskeys, ein jugendlicher Waisenjunge aus  
dem Wilden Westen: Sie alle geraten im Hinterland der  
kalifornischen Küste in einen Sturm, der sie verschlingt.  
Aber jenseits dieses Orts tut sich ihnen eine fantastische  
Welt auf.

**Hobbit**  
**Presse**   
**Klett-Cotta**